

PATRICK RADDEN KEEFE

hanserblau

# IMPERIUM

# DER

# SCHMERZEN



WIE EINE  
FAMILIENDYNASTIE  
DIE WELTWEITE  
OPIOID-KRISE AUSLÖSTE

PATRICK RADDEN KEEFE

hanserblau

IMPERIUM

DER



SCHMERZEN



WIE EINE  
FAMILIENDYNASTIE  
DIE WELTWEITE

OPIOID-KRISE AUSLÖSTE



## Über das Buch

»Du fühlst dich fast schuldig, wie sehr du dieses Buch genießt.« (The Times)

Das große, verstörende Porträt der Sackler-Familie, die sich als Philantropen feiern lassen, deren Vermögen durch Valium entstand und die mit der Erfindung des Medikaments OxyContin die Opioidkrise in den USA auslöste. Und Millionen Menschen weltweit in die Abhängigkeit stürzte.

Der preisgekrönte Autor Patrick Radden Keefe zeichnet das Sittengemälde einer Industriellenfamilie, die die Welt prägt. Die Geschichte der Sackler-Dynastie birst vor Dramen — barocke Privatleben, erbitterte Verteilungsschlachten, machiavellistische Manöver in Gerichtssälen und der kalkulierte Einsatz von Geld, um sich als Kunstmäzene Zugang zur Elite zu kaufen und die weniger Mächtigen zu brechen. Ein narratives Meisterwerk, umfassend recherchiert und erschreckend zwingend argumentiert.



Patrick Radden Keefe

## Imperium der Schmerzen

Wie eine Familiendynastie die weltweite  
Opioid-Krise auslöste

Aus dem amerikanischen Englisch von Benjamin Dittmann-  
Bieber, Gregor Runge und Kattrin Stier  
hanserblau

*Für Beatrice und Tristram*

*und für alle, die jemanden durch diese Krise verloren  
haben*

Wie oft haben wir über den Aberglauben und die Feigheit der mittelalterlichen Barone gespottet, die glaubten, indem sie die Kirche mit Ländereien beschenkten, könnten sie ihre Überfälle und Plünderungen vergessen machen. Die Kapitalisten nun hängen offenbar demselben Glauben an — mit dem einen, durchaus nicht geringen Unterschied: dass sich die Erinnerung an die Raubzüge der Kapitalisten tatsächlich als ausgelöscht erweist.

G. K. Chesterton (1909)

*Doctor, please, some more of these.*

Rolling Stones (1966)

# Prolog

## Die Wurzel allen Übels

Der New Yorker Firmensitz der internationalen Anwaltskanzlei Debevoise & Plimpton erstreckt sich über zehn Stockwerke eines eleganten, schwarzen Wolkenkratzers mitten im Hochhausdschungel des Finanzviertels von Manhattan. Die Firma wurde 1931 von zwei Anwälten aus der New Yorker Oberschicht gegründet, die zuvor für eine namhafte Kanzlei an der Wall Street gearbeitet hatten. Debevoise & Plimpton machte sich bald einen eigenen Namen und entwickelte sich in den folgenden Jahrzehnten zu einem global agierenden Konzern mit achthundert Anwälten, einer Reihe imposanter Klienten und einem Jahresumsatz von gut einer Milliarde Dollar.<sup>1</sup> In ihren Büros im Finanzdistrikt zeugt heute nichts mehr von der ursprünglich durch Eiche und Leder geprägten Ästhetik der Firma. Stattdessen sind sie so gewöhnlich eingerichtet wie alle Konzernbüros der Gegenwart: Teppichflure, verglaste Konferenzräume, Stehtische. Im 20. Jahrhundert zeigte sich Macht ganz offen. Im 21. Jahrhundert bevorzugt Macht die Sprache des Understatements.

An einem klaren und kalten Frühlingsmorgen des Jahres 2019 — Wolken zogen über das schwarz verspiegelte Glas der Fassade — betrat Mary Jo White das Gebäude, nahm den Fahrstuhl in die Geschäftsräume von Debevoise &



Plimpton und brachte sich in einem Konferenzraum in Stellung, in dem die Luft vor Spannung knisterte.<sup>2</sup> Mit ihren einundsiebzig Jahren verkörperte White das Prinzip von Macht als Understatement. Sie war klein — kaum einen Meter fünfzig groß, kurze braune Haare, Krähenfüße um die Augen — und bediente sich einer direkten und nüchternen Sprache. Aber als Anwältin war sie gefürchtet. White scherzte gelegentlich, ihre Spezialität sei das Geschäft mit den »ganz großen Sauereien«<sup>3</sup>. Sie war teuer, aber wer so richtig in der Klemme steckte und nebenbei über sehr viel Geld verfügte, für den war sie die Anwältin der Wahl.

Fast zehn Jahre lang war White US-Bundesstaatsanwältin für den Southern District von New York. Sie führte Anklage gegen die Männer, die 1993 das Bombenattentat auf das World Trade Center verübt hatten. Barack Obama ernannte sie zur Vorsitzenden der US-Börsenaufsicht. Zwischen ihren verschiedenen Beamtenposten kehrte sie jedoch immer wieder zu Debevoise & Plimpton zurück. Sie war als junge Anwältin in die Firma gekommen und hatte es als zweite Frau zur Teilhaberin gebracht. Sie vertrat die ganz großen Player: Verizon, JP Morgan, General Electric, die National Football League.<sup>4</sup>

Der Konferenzraum war voller Anwälte, nicht nur von Debevoise & Plimpton, sondern auch von anderen Kanzleien, über zwanzig waren es, ausgestattet mit Notizbüchern, Laptops und berstenden Aktenordnern, aus denen die Post-its quollen. Auf dem Tisch stand eine Konferenztelefonanlage, über die weitere zwanzig Anwälte aus dem ganzen Land zugeschaltet waren. Der Anlass für

den Aufmarsch dieser juristischen Armee war die Aussage einer langjährigen Klientin von Mary Jo White, einer öffentlichkeitsscheuen Milliardärin, die sich im Zentrum eines Ansturms von Klagen befand, die anführten, sie habe ebenjenes Milliardenvermögen auf Kosten Hunderttausender Menschenleben angehäuft.

White hat einmal bemerkt, ihr Job als Staatsanwältin sei simpel gewesen: »Du tust das Richtige. Du ermittelst gegen Kriminelle. Jeden Tag dienst du der Gesellschaft.«<sup>5</sup>

Inzwischen war ihr Job verzwickter. Hochkarätige Wirtschaftsanzwältinnen wie White sind gewiefte Fachleute, die sich zwar eines gewissen gesellschaftlichen Ansehens erfreuen, letztendlich jedoch bestimmt ihre Kundschaft das Geschäft. Diese Dynamik ist vielen Staatsanwälten vertraut, die Studiengebühren und Häuser abbezahlen müssen: Die erste Hälfte des Berufslebens verbringt man damit, gegen Kriminelle vorzugehen, in der zweiten vertritt man sie.

Der Anwalt, der an diesem Morgen die Fragen stellen würde, ging auf die siebzig zu und hieß Paul Hanly. Er unterschied sich von seinen Kollegen. Hanly war Vertreter der Sammelklage. Er mochte maßgeschneiderte Anzüge in kräftigen Farben und Maßhemden mit steifem abgesetzten Kragen. Seine stahlgrauen Haare trug er glatt zurückgekämmt, eine Hornbrille betonte seinen stechenden Blick. So wie White eine Meisterin der unterschwelligeren Macht war, stand Hanley für das Gegenteil: Er sah aus, als wäre er einem *Dick Tracy*-Cartoon entsprungen. Doch sein Kampfgeist war dem Whites ebenbürtig, und er hegte eine tief sitzende Verachtung für die höfliche Fassade, die

Personen wie White in Momenten wie diesen an den Tag legten. Machen wir uns nichts vor, dachte Hanly. In seinen Augen waren Whites Klienten nichts als »arrogante Arschlöcher«<sup>6</sup>.

Die Milliardärin, die an diesem Morgen unter Eid aussagen sollte, war eine siebzigjährige Medizinerin, die ihren Beruf nie praktiziert hatte. Sie war blond mit breitem Gesicht, hoher Stirn und weit auseinanderliegenden Augen. Sie wirkte schroff. Ihre Anwälte hatten dafür gekämpft, die Anhörung zu verhindern, und es widerstrebte ihr, daran teilnehmen zu müssen. Sie strahlte die lässige Ungeduld einer Person aus, die sich beim Boarding eines Flugzeugs niemals hinten anstellen muss, so dachte einer der anwesenden Anwälte bei sich.

»Sie sind Kathe Sackler?«, fragte Hanly.

»Ja«, erwiderte sie.

Kathe gehört zur Familie Sackler, einer prominenten New Yorker Dynastie von Mäzenen. Wenige Jahre zuvor hatte *Forbes* die Sacklers unter den zwanzig reichsten Familien der Vereinigten Staaten aufgelistet; mit einem geschätzten Vermögen von etwa 14 Milliarden Dollar hätten sie »so legendäre Familien wie die Buschs, die Mellons und die Rockefellers hinter sich gelassen«.<sup>7</sup> Der Name »Sackler« prangte an Museen, Universitäten und Krankenhäusern auf der ganzen Welt. Nur wenige Gehminuten von diesem Konferenzraum entfernt lagen das Sackler-Graduierteninstitut für Biomedizin der Medizinischen Fakultät der NYU, das Sackler-Zentrum für Biomedizin und Ernährungsforschung der Rockefeller University das

Sackler-Zentrum für Kunsterziehung am Guggenheim Museum und der Sackler-Flügel des Metropolitan Museum of Art.

Kathe Sacklers Familie hatte in den letzten sechzig Jahren ihre Spuren in New York City hinterlassen, so wie vor ihr bereits die Vanderbilts und die Carnegies. Allerdings waren die Sacklers inzwischen reicher als diese Familien, deren Vermögen zurückgingen auf das Goldene Zeitalter der amerikanischen Wirtschaft im 19. Jahrhundert. Institutionen, die aus den Schenkungen der Sacklers hervorgegangen waren, fanden sich bis weit über die Grenzen von New York hinaus: das Sackler-Museum in Harvard, das Sackler-Graduiertenkolleg für Biomedizin an der Tufts University in Massachusetts, die Sackler-Bibliothek in Oxford, der Sackler-Flügel im Pariser Louvre, die Sackler-Medizinfakultät an der Universität Tel Aviv und das Sackler Kunst- und Archäologiemuseum in Peking. »Ich bin damit aufgewachsen«, sagte Kathe Sackler zu Hanly, »dass meine Eltern Stiftungen hatten.« Sie hätten sich »sozial engagiert«.

Die Sacklers hatten buchstäblich Hunderte Millionen Dollar verschenkt, seit Jahrzehnten stand ihr Name in der öffentlichen Wahrnehmung für großzügiges Mäzenatentum. Ein Museumsdirektor verglich die Sacklers mit den Medicis, dem florentinischen Adelsgeschlecht, das im 15. Jahrhundert die Kunst der Renaissance finanziell beflügelt hatte. Die Medicis hatten ihr Vermögen mit Bankgeschäften gemacht, wie aber die Sacklers zu ihrem Wohlstand gekommen waren, blieb lange im Verborgenen. Geradezu manisch verlieh die Familie ihren Namen an

Kunst- und Bildungsinstitutionen. Er wurde in Marmor gemeißelt, prangte auf Messingtafeln und wurde sogar in Buntglas geschrieben. Es gab Sackler-Lehrstühle, Sackler-Stipendien, Sackler-Vortragsreihen und Sackler-Preise. Für den flüchtigen Betrachter war es jedoch kaum möglich, den Namen der Familie mit einem konkreten Geschäft in Verbindung zu bringen, das all diesen Wohlstand hervorgebracht haben könnte.<sup>8</sup> Die Mitglieder der Familie wurden bei Galadiners und Wohltätigkeitsveranstaltungen in den Hamptons, auf einer Jacht in der Karibik oder beim Skifahren in den Schweizer Alpen gesehen, und man staunte — oder tuschelte — darüber, wie sie wohl zu ihrem Geld gekommen sein mochten. Zumal der Großteil des sacklerschen Vermögens nicht im späten 19. Jahrhundert der Großbanken und Räuberbarone angehäuft worden war, sondern im Laufe der letzten paar Jahrzehnte.

»Sie haben 1980 an der New York University einen Bachelor-Abschluss gemacht«, fragte Hanly. »Richtig?«

»Richtig«, sagte Kathe Sackler.

»Und 1984 haben Sie dort Ihr Medizinstudium abgeschlossen?«

»Ja.«

Ob es stimme, fragte Hanly, dass sie nach zwei Jahren chirurgischer Facharztausbildung angefangen habe, für die Purdue Frederick Company zu arbeiten?

Purdue Frederick war ein Arzneimittelhersteller, der später unter dem Namen Purdue Pharma bekannt wurde. Diese Firma mit Sitz in Connecticut hatte den Löwenanteil des sacklerschen Reichtums erwirtschaftet. Während die Sacklers mit raffinierten »Namensnennungsklauseln« dafür

sorgten, dass alle Galerien und Forschungseinrichtungen, die Nutznießer ihrer großzügigen Spenden wurden, den Namen der Familie an prominenter Stelle anbringen mussten, war ihr *Familienunternehmen* nicht nach den Sacklers benannt. Tatsächlich konnte man die Website von Purdue Pharma durchforsten, ohne je auf den Namen Sackler zu stoßen — obwohl sich das Unternehmen vollständig im Privatbesitz von Kathe Sackler und anderen Mitgliedern der Familie befand. Im Jahr 1996 hatte Purdue Pharma ein bahnbrechendes Medikament auf den Markt gebracht, ein Opiumderivat namens OxyContin, ein hochwirksames Schmerzmittel, das als revolutionär für die Behandlung chronischer Schmerzen angepriesen wurde. Es entwickelte sich zu einem der größten Bestseller in der Geschichte der Pharmaindustrie und generierte Einnahmen in Höhe von rund 35 Milliarden Dollar.<sup>9</sup>

Es führte jedoch auch massenweise zu Abhängigkeit und Missbrauch. Zu dem Zeitpunkt, als Kathe Sackler ihre Aussage machte, wurden die Vereinigten Staaten von einer verheerenden Opioidkrise heimgesucht, in deren Folge Amerikanerinnen und Amerikaner im ganzen Land von diesen starken Medikamenten abhängig waren. Viele Menschen, die mit dem Missbrauch von OxyContin angefangen hatten, gingen schließlich zu Straßendrogen wie Heroin oder Fentanyl über. Die Zahlen waren erschütternd.<sup>10</sup> Laut den Centers for Disease Control and Prevention (die CDC ist eine Behörde des US-amerikanischen Gesundheitsministeriums) starben in den fünfundzwanzig Jahren nach der Markteinführung von OxyContin etwa 450.000 Amerikanerinnen und Amerikaner

an einer Opioid-induzierten Überdosis. Inzwischen stellten solche Überdosen die häufigste unnatürliche Todesursache dar und forderten mehr Opfer als Autounfälle — sogar mehr Opfer als die uramerikanischste aller Sterbearten die durch Schussverletzungen. Tatsächlich haben mehr Amerikanerinnen und Amerikaner ihr Leben durch Opioid-Überdosen verloren als in allen Kriegen seit dem Zweiten Weltkrieg zusammengekommen.

\*

Was Mary Jo White an ihrer Arbeit als Juristin gefiel, war die Notwendigkeit, »die Dinge aufs Wesentliche zu reduzieren«<sup>11</sup>. Die Opioidkrise war zwar hochkomplex und betraf das gesamte Gesundheitssystem. Doch als Paul Hanly, der Vertreter der Sammelklage, Kathe Sackler befragte, versuchte er, diese riesige menschliche Tragödie auf die grundlegende Ursache zu reduzieren. Vor der Einführung von OxyContin gab es in Amerika keine Opioidkrise. Nach der Einführung von OxyContin schon. Die Sacklers und ihre Firma sahen sich jetzt mit über zweihundertfünfzig Klagen konfrontiert, die von Städten, Bundesstaaten, Stämmen amerikanischer Ureinwohner, Krankenhäusern, Schuldistrikten und einer Vielzahl weiterer Parteien angestrengt wurden. Alle Einzelklagen waren zu einer gewaltigen Zivilsammelklage gebündelt worden, in deren Rahmen Staatsanwaltschaften und die Vertreter privater Kläger versuchten, Pharmakonzerne zur Verantwortung zu ziehen für ihre Rolle in der Vermarktung von Opioiden und dafür, dass sie die Öffentlichkeit über das Suchtpotenzial getäuscht hatten. Ähnlich war es bereits



Zigarettenfirmen ergangen, die dazu gezwungen wurden zu erklären, warum sie die gesundheitlichen Risiken des Rauchens heruntergespielt hatten. Führende Manager wurden vor den Kongress zitiert, und 1998 stimmte die Tabakindustrie schließlich einer beispiellosen Vergleichszahlung von 206 Milliarden Dollar zu.<sup>12</sup>

Mary Jo Whites Job bestand nun darin, den Sacklers und Purdue Pharma eine solche Abrechnung zu ersparen. In der Klageschrift gegen Purdue Pharma führte die Generalstaatsanwaltschaft des Staates New York Kathe und sieben weitere Sacklers als Angeklagte auf und bezeichnete OxyContin als »die Wurzel allen Übels der Opioidkrise«<sup>13</sup>. Diese Schmerztablette hatte den Stein ins Rollen gebracht und die Verschreibungspraxis amerikanischer Ärztinnen und Ärzte bei Schmerzmitteln grundlegend verändert — mit verheerenden Folgen. Auch die Generalstaatsanwaltschaft von Massachusetts klagte gegen die Sacklers mit der Begründung, »eine einzige Familie habe jene Entscheidungen getroffen, die maßgeblich für die Opioidkrise verantwortlich waren«<sup>14</sup>.

Mary Jo White sah das anders.<sup>15</sup> All diese Klagen gegen die Sacklers verdrehten die Fakten und machten ihre Klienten zu Sündenböcken, führte sie an. Worin bitte bestand ihr Vergehen? Sie hatten doch lediglich ein völlig legales Produkt verkauft, ein von der US-Lebens- und Arzneimittelbehörde FDA freigegebenes Medikament. In den Augen von White war es eine Schmierenkomödie, die inszenierte Suche nach einem Prügelknaben. Sie beharrte darauf, die Opioidkrise sei »weder das Werk meiner Klienten noch das von Purdue Pharma«.

Während dieser Befragung aber hielt sie sich zurück. Nachdem sie sich kurz als »Mary Jo White, Debevoise & Plimpton, ich vertrete Dr. Sackler«, vorgestellt hatte, setzte sie sich und hörte zu. Sie überließ es ihren Kollegen, Paul Hanly mit Einsprüchen zu unterbrechen. Lautes Säbelrasseln gehörte nicht zu ihrer Rolle, heute sollte sie nur als im Holster steckende Waffe still, aber sichtbar an Kathe Sacklers Seite in Erscheinung treten. Sie und ihr Team hatten ihre Klientin gut vorbereitet. Denn was auch immer Mary Jo White über »die Reduktion auf das Wesentliche« gesagt haben mochte, wenn die eigene Klientin auf dem heißen Stuhl saß, ging es in erster Linie darum, das Wesentliche zu vermeiden.

»Dr. Sackler, trägt Purdue eine Verantwortung für die Opioidkrise?«, fragte Paul Hanly.

»Einspruch!«, unterbrach einer der Anwälte.

»Einspruch!«, sekundierte ein zweiter.

»Ich glaube nicht, dass Purdue eine Verantwortung im juristischen Sinne trägt«, erwiderte Kathe Sackler.

»Das war nicht die Frage«, stellte Hanly klar. »Ich will wissen, ob das Vorgehen von Purdue eine *Ursache* für die Opioidkrise war.«

»Einspruch!«

»Ich glaube, es handelt sich um ein sehr komplexes Geflecht vielfältiger Faktoren, von gesellschaftlichen Problemen, medizinischen Details und regulatorischen Lücken in vielen amerikanischen Bundesstaaten«, antwortete sie. »Ich denke, das alles ist es sehr, sehr, sehr komplex.«

Doch dann tat Kathe Sackler etwas Überraschendes. Angesichts der dunklen Vergangenheit von OxyContin wäre zu erwarten gewesen, dass sie sich von diesem Medikament distanzieren würde. Doch während der Befragung durch Hanly weigerte sie sich, auch nur die Prämisse seiner Befragung zu akzeptieren. Die Sacklers hätten keinerlei Grund, sich für irgendetwas zu schämen oder sich zu entschuldigen, stellte sie klar — es sei rein gar nichts an OxyContin auszusetzen. »Es ist ein sehr gutes Medikament, ein äußerst wirkungsvolles und sicheres Medikament«, sagte sie. Von einer Konzernchefin, die in einem milliardenschweren Verfahren vorgeladen wird, war ein gewisses Maß an Widerstand zu erwarten. Das aber war etwas anderes: *Stolz*. In Wahrheit schulde man ihr, Kathe Sackler, die Anerkennung für »die Idee« von OxyContin. Während OxyContin für die versammelte Anklägerschaft die Wurzel allen Übels einer totbringenden Krise historischen Ausmaßes für das Gesundheitssystem war, präsentierte sich Kathe Sackler voller Stolz selbst als ebenjene Wurzel von OxyContin.

»Ist Ihnen bewusst, dass Hunderttausende Amerikanerinnen und Amerikaner von OxyContin abhängig geworden sind?«, fragte Hanly.

»Einspruch!«, warfen zwei Anwälte ein. Kathe Sackler zögerte.

»Eine einfache Frage«, bemerkte Hanly. »Ja oder nein?«

»Das kann ich nicht beantworten«, sagte sie.

\*

Später in seiner Befragung kam Paul Hanly auf ein bestimmtes Gebäude an der East Sixty-Second Street zu sprechen, nicht weit von ihrem Konferenzraum entfernt. Es seien eigentlich zwei Gebäude, korrigierte ihn Kathe Sackler. »Von außen haben sie zwei separate Eingänge, aber im Inneren sind sie miteinander verbunden«, erklärte sie. »Sie bilden eine Einheit.« Schmucke New Yorker Stadthäuser mit Kalksteinfassade in einer exklusiven Gegend am Central Park. Zeitlos elegante Gebäude, die neben Immobilienneid auch Erinnerungen an eine frühere Zeit heraufbeschwören. »Es ist das Büro« — sie unterbrach sich — »*war* ... das Büro meines Vaters und meines Onkels.«

Denn ursprünglich waren es drei Sackler-Brüder gewesen, erläuterte sie. Arthur, Mortimer und Raymond. Mortimer war ihr Vater. Alle drei Brüder waren Ärzte, aber zugleich »sehr geschäftstüchtig«, fuhr sie fort. Die Sage der drei Brüder und der Dynastie, die sie begründeten, erzählte zugleich die Geschichte von einem Jahrhundert des amerikanischen Kapitalismus. In den 1950er-Jahren hatten die drei Brüder die Firma Purdue Frederick aufgekauft. »Es war damals eine ziemlich kleine Firma«, sagte Kathe Sackler. »Ein kleines Familienunternehmen.«

Buch I

Der Patriarch

# Kapitel 1

## Ein guter Name

Als Arthur Sackler im Sommer 1913 in Brooklyn zur Welt kam<sup>1</sup>, ließen die massiven Wellen europäischer Zuwanderung den Stadtteil rasant wachsen. An jeder Straßenecke sah man täglich neue Gesichter, hörte die Klänge fremder Sprachen, links und rechts wuchsen Häuser empor, schufen Arbeit und Wohnraum für die Neuankömmlinge, allerorten pulsierte die übermütige und vorwärtsdrängende Stimmung eines Neuanfangs. Als Erstgeborener von Migranten teilte Arthur die Träume und den Ehrgeiz dieser neuen Generation Amerikas, ihren Tatendrang und ihren Hunger. Nahezu von Geburt an bebte er vor Energie. Als Abraham geboren legte er diesen altertümlichen Namen zugunsten des amerikanischen anmutenden Namens Arthur ab.<sup>2</sup> Ein Foto aus dem Jahr 1915 oder 1916 zeigt ihn als Kleinkind, aufrecht im Gras sitzend, hinter ihm ruht seine Mutter wie eine Löwin.<sup>3</sup> Sophie Greenberg ist dunkelhaarig, dunkeläugig und Ehrfurcht gebietend. Arthur schaut direkt in die Kamera, ein Engelchen in kurzen Hosen, mit abstehenden Ohren und einem ruhigen, ungewöhnlich ernsten Blick, als wüsste er schon ganz genau Bescheid.

Sophie Greenberg war erst ein paar Jahre zuvor aus Polen eingewandert.<sup>4</sup> Sie war noch ein Teenager, als sie 1906 nach Brooklyn kam und hier einen sanftmütigen, fast

zwanzig Jahre älteren Mann namens Isaac Sackler kennenlernte. Auch Isaac war Einwanderer, er kam aus Galizien, das damals noch zur österreichisch-ungarischen Monarchie gehörte; mit seinen Eltern und Geschwistern war er 1904 auf einem Schiff nach New York gekommen.<sup>5</sup> Isaac war ein stolzer Mann.<sup>6</sup> Er entstammte einer Familie von Rabbinern, die vor der Inquisition aus Spanien nach Mitteleuropa geflohen waren<sup>7</sup>, und nun würden er und seine junge Braut sich in New York etwas Neues aufbauen. Zusammen mit seinem Bruder eröffnete Isaac ein kleines Gemüsegeschäft in der Montrose Avenue 83 in Williamsburg. Sie nannten es Sackler Bros.<sup>8</sup> Die Familie bewohnte ein Apartment im gleichen Haus. Drei Jahre nach Arthurs Geburt bekamen Isaac und Sophie einen zweiten Jungen, Mortimer, und vier Jahre danach einen dritten, Raymond. Arthur war seinen jüngeren Brüdern treu zugetan und beschützte sie hingebungsvoll. Als sie noch klein waren, teilten sich die drei Brüder eine Zeit lang sogar ein Bett.<sup>9</sup>

Isaacs Gemüseladen lief gut genug, sodass die Familie schon bald nach Flatbush umziehen konnte.<sup>10</sup> Flatbush war eine belebte Gegend, die sich wie das Herz des Stadtteils anfühlte und als Mittelklasse<sup>11</sup>, wenn nicht gar obere Mittelklasse galt, zumal im Vergleich mit den weiter entfernten Migrantenvierteln Brooklyns wie Brownsville oder Carnasie. In New York waren Immobilien schon damals die alles entscheidende Messlatte und ihre neue Adresse zeigte, dass Isaac Sackler es in der Neuen Welt zu etwas gebracht und ein gewisses Maß an Stabilität erreicht hatte. In Flatbush gab es baumgesäumte Straßen und gute,



geräumige Wohnungen, es war ein Aufsteigerviertel. Ein Zeitgenosse Arthurs ging so weit zu sagen, dass es damals auf die anderen Juden in Brooklyn so wirken konnte, als seien die Juden in Flatbush »praktisch Nichtjuden«<sup>12</sup>. Die Einnahmen aus dem Gemüsegeschäft investierte Isaac in Immobilien, er kaufte Mehrfamilienhäuser und vermietete Wohnungen.<sup>13</sup> Aber Isaac und Sophie hegten Träume für Arthur und seine Brüder, die weit über Flatbush und wohl auch über Brooklyn hinausgingen. Und darin lag etwas von Vorsehung. Sie wollten, dass die Gebrüder Sackler die Welt verändern.

\*

Wenn es später so schien, als hätte Arthur tatsächlich mehr Leben gelebt, als je ein anderer hätte in eine einzige Lebenszeit hineinquetschen können, dann war es sicherlich hilfreich, dass er schon früh damit angefangen hat. Er arbeitete schon als kleiner Junge als Aushilfe im Laden seines Vaters.<sup>14</sup> Bereits in diesem jungen Alter legte er einige jener Qualitäten an den Tag, die ihn sein Leben lang antreiben und prägen würden — seine einzigartige Vitalität, eine umfassende Intelligenz und ein unerschöpflicher Ehrgeiz. Sophie war klug, aber ungebildet. Mit siebzehn arbeitete sie in einer Textilfabrik, nie würde sie perfektes Schriftenglisch beherrschen.<sup>15</sup> Zu Hause sprachen Isaac und Sophie Jiddisch<sup>16</sup>, aber sie hielten ihre Söhne dazu an, sich stärker zu assimilieren. Sie aßen kosher, gingen aber nur selten in die Synagoge.<sup>17</sup> Sophies Eltern lebten mit der Familie zusammen<sup>18</sup>, und es galt das in Einwandererkreisen nicht unübliche Prinzip,

dass alle Hoffnungen und Wünsche der älteren Generationen sich auf die in Amerika geborenen Kinder richteten. Vor allem Arthur fühlte das Gewicht dieser Erwartungen: Er war der Pionier, der erstgeborene Amerikaner, und alle Träume hingen nun an ihm.<sup>19</sup>

Das Mittel zum Realisieren dieser Träume würde Bildung sein. An einem Herbsttag des Jahres 1925 kam Artie Sackler (man nannte ihn inzwischen Artie) an die Erasmus Hall High School an der Flatbush Avenue.<sup>20</sup> Er war der Jüngste in seiner Klasse — kaum zwölf Jahre alt — weil er die Aufnahmeprüfung für ein Begabtenförderprogramm bestanden hatte.<sup>21</sup> Artie war nicht gerade schüchtern, aber Erasmus war eine Respekt einflößende Institution.<sup>22</sup>

Ursprünglich bestand die Schule nur aus einem zweistöckigen Holzhaus, das die holländischen Siedler im 18. Jahrhundert erbaut hatten. Seit Anfang des 20. Jahrhunderts wurde die Schule stetig vergrößert: Um das alte Schulhaus herum entstand ein viereckiger Innenhof im Stil der Oxford University, mit efeuberankten, burgähnlichen neogotischen Bauten, auf denen sogar Wasserspeier hockten. Diese Erweiterungsbauten waren vor allem für die vielen frisch zugewanderten Kinder Brooklyns gedacht. Sowohl das Kollegium an der Erasmus als auch ihre Schülerinnen und Schüler nahmen die Ideale von sozialem Aufstieg und Integration sehr ernst, sie verstanden sich als Speerspitze des amerikanischen Experiments, der Unterricht dieser staatlichen Schule war erstklassig, es gab Latein und Griechisch und naturwissenschaftliche Labore<sup>23</sup>, einige Lehrkräfte trugen Dokortitel<sup>24</sup>.

Erasmus war allerdings auch riesig. Mit seinen gut achttausend Schülerinnen und Schülern war es eine der größten weiterführenden Schulen des Landes<sup>25</sup>, und die meisten Kinder waren wie Arthur Sackler — der begeisterte Nachwuchs neu eingewanderter Familien, Kinder der Roaring Twenties, mit glänzenden Augen und pomadisiertem Haar. Durch die Schulkorridore strömten die Jungs mit Anzug und roter Krawatte, die Mädchen in Kleidern und roten Haarbändern.<sup>26</sup> Ein Mitschüler von Arthur erzählte, wenn alle sich in der Mittagspause unter dem hohen Bogen des Eingangstores trafen, dann sah es aus »wie bei einer Cocktailparty in Hollywood«<sup>27</sup>.

Arthur liebte die Schule.<sup>28</sup> Im Geschichtsunterricht entdeckte er seine Begeisterung für die Gründerväter, in denen er Seelenverwandte sah, vor allem in Thomas Jefferson. Denn Arties Interessen waren ähnlich eklektisch wie die von Jefferson — Kunst, Naturwissenschaften, Geschichte, Sport, Wirtschaft; er wollte einfach alles machen — und bei Erasmus legte man sehr großen Wert auf Angebote jenseits des Lehrplans. Es gab damals an die hundert Clubs, für so ziemlich alles. Wenn an einem Nachmittag im Winter der Unterricht beendet war, die Dunkelheit hereinbrach und das Licht durch die Schulfenster in den Innenhof strahlte, konnte man in den Korridoren hören, wie der ein oder andere Club sich versammelte: »Herr Vorsitzender! Antrag zur Geschäftsordnung!«<sup>29</sup>

Wenn Arthur sich später an seine Zeit bei Erasmus erinnerte, sprach er auch über »den großen Traum«<sup>30</sup>. Erasmus war so etwas wie ein Hochaltar der

amerikanischen Meritokratie, und die längste Zeit seines Lebens sah es für Arthur so aus, als könnte er jedes Hindernis überwinden und alle seine Ziele erreichen, sofern sein persönlicher Einsatz dafür reichen würde. Sophie Sackler spornte seinen schulischen Ehrgeiz an und fragte ihn jeden Tag: »Hast du heute wieder eine schlaue Frage gestellt?«<sup>31</sup> Arthur war zu einem breitschultrigen blonden Schlacks herangewachsen mit markantem Gesicht und blauen, kurzsichtigen Augen. Er verfügte über eine beeindruckende Ausdauer, und die brauchte er auch. Zusätzlich zu seinen schulischen Verpflichtungen wurde er Redakteur der Schulzeitung und fand auch noch eine Stelle im Büro des schuleigenen Verlags, wo er für den Verkauf von Werbeanzeigen in den Publikationen der Schule zuständig war.<sup>32</sup> Arthur lehnte ein reguläres Gehalt ab und schlug stattdessen eine kleine Provision für jede von ihm verkaufte Anzeige vor. Die Verwaltung schlug ein, und schon bald verdiente Arthur gut damit.

Diese frühe Lektion sollte sein Leben zutiefst prägen: Arthur Sackler setzte vor allem auf sich und suchte nach Möglichkeiten, dass der Einsatz seiner eigenen unglaublichen Energie sich rentierte.<sup>33</sup> Mit nur einem Job gab er sich nicht zufrieden. Er gründete ein kleines Unternehmen, das die Fotografien für die Jahrbücher der Schule organisierte. Er verkaufte Anzeigen an die Drake Business Schools, einen großen Träger im Bereich der post-schulischen Ausbildung für Büroangestellte, und schlug dieser Firma anschließend vor, ihn — einen Highschool-Schüler — zu ihrem Werbechef zu machen.<sup>34</sup> Und so kam es auch.

Sein unermüdlicher Eifer und seine rastlose Kreativität ließen immer neue Einfälle und Ideen aus ihm herausprudeln. Zum Beispiel gab Erasmus für seine achttausend Schülerinnen und Schüler eigens »Programmhefte« und andere Publikationen für den alltäglichen Lehrplan heraus.<sup>35</sup> Warum nicht Anzeigen auf den Rückseiten verkaufen? Wie wäre es damit, Lineale mit dem Logo der Drake Business School kostenlos in der Schule zu verteilen?<sup>36</sup> Als Arthur fünfzehn wurde, verdiente er mit all diesen Geschäften genug Geld, um seine Familie finanziell unterstützen zu können.<sup>37</sup> Er akkumulierte die neuen Jobs schneller, als er sie abarbeiten konnte, und trat einen Teil an seinen Bruder Morty ab.<sup>38</sup> Eigentlich sollte Ray als der Jüngste gar nicht arbeiten müssen, meinte Arthur. »Lass den Jungen sich vergnügen«<sup>39</sup>, sagte er immer. Aber dann stieg auch Ray in das Geschäft ein. Arthur kümmerte sich darum, dass seine Brüder für *The Dutchmen*, das Schulmagazin von Erasmus, Anzeigen verkaufen konnten. Sie überredeten die Zigarettenmarke Chesterfield, spezielle Werbung für ihre Mitschülerinnen und Mitschüler zu schalten, dafür gab es eine hübsche Provision.<sup>40</sup>

Trotz der zukunftsorientierten Ausrichtung blieb Erasmus stets der Geschichte verbunden. Einige der von Arthur Sackler so verehrten amerikanischen Gründerväter hatten seine Schule unterstützt: Alexander Hamilton, Aaron Burr und John Jay spendeten Erasmus Geld.<sup>41</sup> Die Schule war nach dem niederländischen Gelehrten Desiderius Erasmus aus dem 15. Jahrhundert benannt, und ein Buntglasfenster in der Bibliothek zeigte Szenen seines

Lebens.<sup>42</sup> Das Fenster, das »dem großen Mann, dessen Namen wir seit hundertvierundzwanzig Jahren führen« gewidmet war, wurde erst ein Jahr vor Arthurs Schuleintritt eingesetzt. Arthurs Mitschülern wurde so täglich eingeschärft, dass auch sie womöglich eines Tages ihren Platz in der langen ungebrochenen Ahnenreihe großer Amerikaner, die bis auf die Staatsgründung zurückführte, einnehmen könnten. Dass sie jetzt noch in beengten Mietskasernen hausten, jeden Tag die gleichen abgetragenen Klamotten trugen oder ihre Eltern eine fremde Sprache sprachen, das war nicht ausschlaggebend. Dieses Land war für alle da und man konnte in seinem Leben wahrhaft Großes erreichen. Bei Erasmus war man stets umgeben von den in Stein gemeißelten Spuren, den Bildern und Namen der legendären großen Männer, die ihnen vorausgegangen waren.

Mitten im Innenhof stand noch immer das marode alte Schulhaus der Holländer, Zeugnis einer Zeit, als dieser Teil von Brooklyn noch Ackerland war. Wenn im Winter der Wind wehte und das Gebälk des alten Gebäudes ächzte, witzelten Arthur und die anderen Schulkinder, dass es wohl der Geist von Vergil wäre, der darüber stöhnte, wie seine schönen lateinischen Verse hier mit Brooklyner Akzent rezitiert wurden.<sup>43</sup>

\*

Arthurs hyperaktive Produktivität dieser Jahre könnte auch von gewissen Ängsten angetrieben worden sein: Das Vermögen seines Vaters begann während seiner Zeit bei Erasmus zu schwinden.<sup>44</sup> Einige Immobiliengeschäfte

gingen schief, und die Sacklers mussten in eine günstigere Wohnung umziehen. Isaac kaufte ein Schuhgeschäft auf der Grand Street, aber es scheiterte und musste schließen. Um seine Immobiliengeschäfte zu finanzieren, hatte er seinen Gemüsehandel verkauft, und nun musste Isaac einen schlecht bezahlten Job hinter der Theke eines anderen Gemüseladens annehmen, um die Rechnungen zu bezahlen. Arthur erinnerte sich später, dass er in dieser Zeit oft fro, aber nie hungerte. Erasmus hatte eine eigene Jobvermittlung für seine Schülerinnen und Schüler, und um seine Familie unterstützen zu können, übernahm Arthur weitere Jobs. Er trug Zeitungen aus. Er lieferte Blumen.<sup>45</sup> Er hatte keine Zeit für Freundinnen, Sommerferienlager oder Partys. Er arbeitete. Seinen ersten Urlaub machte er mit fünfundzwanzig, dieser Umstand machte ihn besonders stolz.<sup>46</sup>

Und trotzdem tat sich für Arthur bei seinen Streifzügen manchmal eine ganz andere Welt auf — Einblicke jenseits seiner Existenz in Brooklyn, ein anderes Leben, zum Greifen nah. Von Zeit zu Zeit unterbrach er sein frenetisches Treiben und schlenderte die Steintreppen zum Brooklyn Museum hoch, wandelte durch die ionischen Säulengänge hindurch in die riesigen Hallen und bestaunte die ausgestellten Kunstwerke.<sup>47</sup> Seine Lieferjobs führten ihn zuweilen bis nach Manhattan, bis in die noblen Viertel mit den goldenen Palästen der Park Avenue. Vor Weihnachten lieferte er große Blumenbouquets aus, während er durch die breiten Straßen ging, sah er durch hell erleuchtete Fenster weihnachtlichen Glanz in den Apartments.<sup>48</sup> Er liebte das Gefühl, ein großes Gebäude mit



Portier zu betreten, die Arme voller Blumen, vom kalten Gehweg in die samtene Wärme der Lobby einzutauchen.<sup>49</sup>

Als 1929 die Große Depression einsetzte, verschlechterte sich auch Isaac Sacklers Situation.<sup>50</sup> Sein ganzes Geld hatte er in Mietwohnungen investiert und die waren nun wertlos: Er verlor das bisschen, was er hatte. In den Straßen von Flatbush reihten sich verzweifelte Menschen in die Schlangen vor den Essensausgaben ein. Die Arbeitsvermittlung von Erasmus betreute nicht nur Schüler, sondern auch deren Eltern.<sup>51</sup> Eines Tages bat Isaac seine drei Söhne zu sich. In einem trotzigen Aufflammen des alten unbeugsamen Familienstolzes erklärte er, dass er nicht bankrottgehen werde. Seine knappen Ressourcen hatte er verantwortungsvoll verwaltet und konnte zumindest die Rechnungen begleichen. Darüber hinaus aber blieb nichts übrig. Isaac und Sophie wünschten sich nichts mehr, als dass ihre Kinder die Schullaufbahn fortsetzen könnten — aufs College zu gehen, sich weiter nach oben zu arbeiten, alles tun zu können, was ehrgeizigen jungen Menschen in Amerika offenstand. Aber dazu fehlte Isaac jetzt das Geld. Wenn die Gebrüder Sackler zur Schule gehen wollten, müssten sie es sich verdienen.

Das so aussprechen zu müssen, war sicher hart für Isaac. Aber immerhin hatte er seinen Kindern etwas mit auf den Weg gegeben. Etwas, das wichtiger war als Geld. »Ich habe euch das Kostbarste gegeben, was ein Vater seinen Kindern geben kann«, sagte er zu Arthur, Mortimer und Raymond, nämlich »einen guten Namen«. <sup>52</sup>

\*